

## Beobachtungen zum 9. Werkstattgespräch «Neue Forschungen zur ostdeutschen Planungsgeschichte» des Instituts für Regionalentwicklung und Strukturplanung (IRS) in Erkner in Zusammenarbeit mit dem Schinkelzentrum der Technischen Universität (TU) Berlin am 19. und 20. Januar 2006.

von Roman Hillmann

«Normale Menschen begehren niemanden, der am Boden liegt», sagt in der Verfilmung des Buches «Spur der Steine» Erik Horroth zu Hermann Jansen, einen menschlichen Umgang im Hinterkopf, den er in seiner Umwelt nicht wiederfindet.

Diese resignierte Trauer gleicht den Reaktionen auf das erste Referat beim 9. Werkstattgespräch im IRS in Erkner am 19. Januar 2006. Georg Wagner-Kyora, Vertretungsprofessor für neuere Geschichte an der Technischen Universität Berlin, beanstandete die «Total-Sanierung und sozialistische Repräsentativität - die Abriss-Planung für die Innenstadt Halles seit den 1960er Jahren». So der Vortragstitel. Wagner-Kyoras Blick auf die Umgestaltung fiel vernichtend aus. Die Denkmalpflege charakterisierte er als im internationalen Vergleich veraltet, ohne ihre politischen Zwänge zu benennen, und die entstandene Architektur schien im «einfalllos». Den Wiederaufbau des Hildesheimer Knochenhaueramtshauses in den Jahren 1987-89, nicht nur in der öffentlichen, sondern gerade auch in der Fachdiskussion durchaus umstritten, stellte er unkritisch als ein positives Beispiel entgegen. Wagner-Kyora konzentrierte seine Beispiele auf die Projekte der Mitte der 1980er Jahre, Begebenheiten, die gerade zwanzig Jahre vergangen sind. Die spezifische Situation in Halle zwischen dem Wohnungsbauprogramm, der Vorstellung einer sozialistischen Stadt und dem überkommenen, teilweise bedeutenden Baubestand klang aber als Voraussetzung und Ursache des Stadtumbaus in Halle gerade nur an.

Auf das Referat hagelte es heftige Reaktionen. Karl-Heinz Schlesier, einst in Halle Stadt- und Bezirksplaner, war sichtlich betroffen, als er in Bezug auf Wagner-Kyoras Blick auf die DDR ausrief: «Der Löwe ist seit 15 Jahren tot, da braucht man nicht noch auf dem Fell rumtrampeln». Vielmehr solle man die der Vergangenheit angehörende DDR nun wirklich geschichtlich analysieren. Von anderer Seite wurde gar die Integrität des Referenten als Historiker angezweifelt: Die Geschichtswissenschaften hätten die Vergangenheit nicht nach den

Maßstäben der Gegenwart zu messen. Wagner-Kyora musste sich im Ganzen vorwerfen lassen, dass er a priori gewertet hatte, wenn er bereits in seiner Einleitung von einer «verhängnisvollen Fehlentwicklung» der Hallenser Stadtplanung der 1980er Jahre sprach und diese Wertung unkritisch zur Grundlage seiner Einschätzung machte. Ob der Heftigkeit der Kritik diverser Diskussionsbeiträge aus dem Publikum begab er sich aber in die Defensive und zog sich darauf zurück zu wiederholen, dass er nach seiner Auffassung durchaus historisch analysiert habe, ohne inhaltlich konkret zu werden.

Den Referaten über Hermann Henselmann und Johann Greiner sowie über die Nachwirkungen der Stuttgarter Bauschule in der DDR konnte ich nicht beiwohnen, genoss aber die spürbar entspannte Situation am Ende von Eduard Kögels Vortrags über Richard Paulick. Hier fühlten sich offenbar Publikum und Vortragende an den beiden Tagen am harmonischsten miteinander an einem Thema interessiert und in einer produktiven Arbeitssituation begriffen. Grund war offenbar die gemeinsame Sympathie für den Gegenstand gewesen, die beide bei Wagner-Kyora vermisst hatten.

Musste es aber immer gleich Sympathie sein? Durfte Jolanta Rusinowska-Trojca, deren Referat über Forst in der Lausitz den schönsten Spannungsbogen des 9. Werkstattgesprächs aufwies, darauf aufmerksam machen, dass die DDR-Entwicklung in der heutigen Planungsdiskussion als «Fehlentwicklung» charakterisiert wird? Die erneute Nennung dieses Wortes ließ einen Deutungshoheitler in die Diskussion einschreiten: Ihn dürfe man nicht in Bezug auf die DDR-Geschichte verwenden, meinte er. Anders als Wagner-Kyora hatte Rusinowska-Trojca jedoch nicht auf Grundlage eines allgemeinen Urteils gewertet, sondern die aktuelle Meinung vieler Nutzer zitiert und kontextualisiert. Und diese Meinung gehört in die Diskussion.

Wie auch ein internationaler Blick. Die DDR stand nie alleine da, wenn sie auch besonders war.

Spannend war daher der Block «Ostdeutsche Pla-

nungsgeschichte im internationalen Vergleich», der am Beispiel der Großsiedlungen den Horizont zu erweitern suchte. Leider trug der Beitrag von Nina Linke aus Wien dazu kaum etwas bei: Mit dem einleitenden Satz «Ich rede über Wien, da die Berliner Beispiele hier wohl bekannt sind» wischte sie den im Titel versprochenen Vergleich zugunsten der Beschreibung einiger Wiener Beispiele beiseite. Die Zuhörer waren gezwungen, einige Gegenüberstellungen gedanklich zu ergänzen: Wie bereits beim Märkischen Viertel in Berlin ist zu überlegen, ob nicht die westlichen Siedlungen tendenziell von der staatlichen Stadtplanung häufig als eine Art Universal-lösung gedacht waren. Mit geringer Ausführungsqualität errichtet und ohne soziologisches Konzept nur mit Bewohnern `aufgefüllt`, die vielfach nicht freiwillig aus Abbruchgebieten kamen, waren die Probleme vorprogrammiert. Das Märkische Viertel verfügt bis heute über keinen U-Bahnanschluss, aus der Wiener «Großfeldsiedlung» (1965-70) berichtete Linke, dass für 2008 die Fertigstellung eines solchen geplant sei. In Marzahn hatte die vorhandene S-Bahn die Entscheidung für den Standort mitbestimmt und die Durchmischen gewährleistet die Belegungspraxis der Kommunalen Wohnungs-verwaltungen. Zugleich mussten die Bewohner zu Mitteln greifen, die für DDR-Verhältnisse extrem waren, um den Bau der Marzahner Promenade mit Cafés, Restaurants, Kinos etc. durchzusetzen: Sie drohten massenhaft, nicht an der Wahl teilzunehmen.

Einen Einblick in die für das Gesamtbild der Architekturgeschichte wichtigen Bewohnerbefindlichkeiten kann auch die Belletristik bieten, wenn ein Literaturwissenschaftler zunächst die Zusammenhänge der Geschichte erforscht. Dies tat Toni Lorenzen aus Paris mit ihrem für mich schönsten Vortrag des diesjährigen Werkstattgespräches: «Einzug ins Paradies´. Paris-Sarselles und Berlin-Marzahn im Roman: Wahrnehmung zweier Großsiedlungen im Vergleich.»

Der Roman «Les petits enfants du siècle» von Christiane Rochefort aus dem Jahre 1961 enthält eine fünfseitige Beschreibung der Siedlung Sarselles, die im Norden von Paris liegt und deren Bau 1954 begonnen wurde. Auf der Suche nach einem Bauarbeiter und Freund kommt die Heldin das erste Mal nach Sarselles, wo sie die Offenheit, Sauberkeit, Klarheit und der Lichtreichtum faszinieren. Sie begreift diese als göttlich und resümiert: «Intelligenz bis ins kleinste Detail». Nach einem bedrohlichen Konflikt mit einigen Bauarbeitern

wandelt sich ihr Bild: Die Weite und Offenheit bietet ihr keinen Schutz, sie fühlt sich ausgeliefert.

Charakteristika der Großsiedlung werden hier situationsbezogen in ihrer Wirkung deutlich, in einer Weise, die durchaus für die Architekturgeschichte bedeutsam sein kann. Dies zeigte sich auch anhand des Romans «Einzug ins Paradies» von Hans Weber aus dem Jahre 1979, der in Marzahn spielt: Die neu eingezogenen Bewohner mussten erst lernen, dass die Erfüllung ihres Lebens nicht in der Funktion der Wohnung alleine liegt. Diese Hoffnung, die sie aus ihren unsanierten Altbauwohnungen mitgebracht hatten, wurde enttäuscht.

Könnte man dies als einen der Gründe für die Konflikte in den Großsiedlungen in den Jahren nach der Errichtung heranziehen? Toni Lorenzen war skeptisch. Ich meine aber, die Beschreibung Webers ist zu genau, um nicht als einer der Stränge der Zeit ernstgenommen zu werden.

Der zweite Tag des Werkstattgespräches wurde von Eduard Führs Vortrag eingeleitet: «Zur Wissenschaftstheorie der Stadtgeschichte. Zum Beispiel das sozialistische Stadtzentrum von Schwedt». Führ bemühte sich entsprechend seines Titels um grundlegende Definitionen einiger wichtiger Fragen, wobei er jedoch streckenweise deskriptiv in der Analyse der Planungsstufen zum Zentrum von Schwedt stecken blieb. Dies hatte er wohl als Demonstration der von ihm thematisierten Problematik gedacht: Führ hob die Unvollkommenheit hervor, die in der Überbetonung der Deutung von in Planphasen enthaltenen Intentionen `genialer` Planer läge, denn die Stadt entwickle sich vielmehr «kumulativ», jeweils aus einer Vielzahl von Ursachen. Daher meinte Führ, dass es generell problematisch sei, von einem sozialistischen Stadtzentrum zu sprechen. Er vermittelte, dass die Form dieser Städte nicht unmittelbar aus einem klar definierten Ideal entstanden sei, sie sei vielmehr ein «kumulatives So-Sein». Mit diesem Wort wollte er die Prozesse der Bautätigkeit auch in der Theorie als eine Vielschichtigkeit der Ideale beschreiben. Er ging soweit, zu sagen, dass es ein Vorurteil sei, sozialistische Planstädte nur anzunehmen und resümierte am Beispiel Schwedt, diese Stadt sei «im Sozialismus entstanden», das mache sie aber nicht zu einer sozialistischen Stadt.

Doch könnte man gegenüber diesen Überlegungen Führs einwenden, dass in den 16 Grundsätzen des Städtebaus, die auch nach der Ersten Baukonferenz

1955 Bedeutung behielten, ein Ideal formuliert wurde, das klar definierbare Eigenarten aufweist, die als Bild einer sozialistischen Stadt - der DDR - bezeichnet werden können. Die Durchführung dieses Ideals ist dann ein komplexeres Thema.

Einen modifizierenden Einfluss auf das möglicherweise bestehende Ideal und dessen erneuernde Wirkung stellten in den Planungsprozessen und der Bautätigkeit die Kontinuitäten dar, die über alle Systeme und verschiedene Planer oder Planerkollektive hinweg festzustellen sind. Diese Überlegung zog sich durch mehrere der folgenden Referate. Der vielfach dafür verwendete Begriff «Traditionslinien» wurde von der Referentin Celina Kress in einem Diskussionsbeitrag für problematisch befunden: Handelt es sich dabei überhaupt um eine traditionalistische Grundhaltung? Worin liegt den diese Kontinuität überhaupt begründet? Ein weiterer der pointierten Diskussionsbeiträge von Karl-Heinz Schlesier half aus der Klemme, indem er in der bestehenden, knappen und präzisen Logik des erfahrenen Planers bemerkte, dass in der DDR pro Jahr höchstens ein Prozent der Bauten von geplanter Erneuerung betroffen gewesen sein, sodass das Bestehende zu einer unvermeidlichen Kontinuität gezwungen habe.

Aus einer stärker soziologischen Perspektive wurden im folgenden Beitrag zugleich Entwicklungslinien erkennbar. Florian Urban referierte zur «Erfindung der historischen Stadt in Ost-Berlin» und arbeitete einige sehr bedeutsame Veränderungen in der Stadtauffassung der 1980er Jahre heraus, die Einfluss auf die Planung hatten. Projekte, wie die Friedrichstraße mit Erlebniskaufhäusern und einem breiten Unterhaltungsangebot sowie die zunehmende Beliebtheit des Stadtteils Prenzlauer Berg bei Künstlern und Intellektuellen hätten Aspekte städtischer Umstrukturierung der Nachwendezeit bereits vorweggenommen. Diese Beobachtung verutzte und bestach zugleich. Urban konnte seine These plausibel machen, indem er darauf verwies, dass es sich bereits in den 80er Jahren in Ostberlin um eine Phase der Rückkehr privilegierter Schichten in die Zentren gehandelt habe, die daraufhin verstärkt kommerzialisiert worden seien, womit die Akzeptanz sozialer Unterschiede im Stadtzentrum zugenommen habe.

Urban führte damit erneut auf Zusammenhänge zwischen der Entwicklung in der DDR und westdeutschen oder internationalen Entwicklungen hin, die offensichtlich ein wichtiges Thema des diesjährigen Werkstattge-

spraches waren. Dieser Komplex war aber noch in keinem Beitrag fundiert durchgeführt, denn: Hier handelt es sich um eine aktuelle, brennende Frage, die alle interessiert und die sich gerade erst in der Erforschung befindet. Die Schwierigkeit beim Vergleich besteht darin, dass die historische Forschung den Gegenstand der DDR-Stadtplanung erst seit der Wende als Blick auf eine vergangene Periode bearbeiten kann, und dabei in vielem noch in den Anfängen steckt. Ist es also überhaupt möglich: Nun schon ein Vergleich mit den Nachkriegsentwicklungen anderer Länder, die für sich auch gerade erst erforscht werden? Wer wagt sich etwa in die fundierte Erforschung der 1980er Jahre der Bundesrepublik? Dort wird gerade erst mit den 1960er Jahren begonnen, was die Besonderheit der DDR-Forschung verdeutlicht, die bis 1989 argumentiert.

Dazu kommt ein weiteres Problem. Einen spürbaren Hintergrund des spannenden 9. Werkstattgespräches in Erkner bildete das Thema: Wie blicken auf die der Vergangenheit angehörende Deutsche Demokratische Republik, in der viele der Anwesenden aufgewachsen sind oder Jahre ihrer beruflichen Tätigkeit verbracht haben? Ein Feld, auf dem sich Antworten kristallisieren, ist für manche die Geschichte der Stadtplanung und Architektur. Und hier knistert es dann in diesen Fragen deutlicher als in der stärker konsensgetragenen Diskussion auf ähnlichen Veranstaltungen in Charlottenburg. Doch dies Knistern knisterte nur nach polarisierenden Beiträgen oder bei der Infragestellung bestimmter, liebgewordener Muster.

Die DDR verstehen zu wollen auf dem Feld der Planungsgeschichte kann bei Einzelnen vielleicht eine partielle Flucht vor der politischen und persönlichen Analyse sein. Zugleich ist es ein Feld, das stärker als z. B. die Politikgeschichte die Möglichkeit bietet, Leistungen offenbar werden zu lassen und etwa in der ästhetischen Analyse Qualität zu entdecken. Das kann durchaus bedeuten, sich über den dreisten Druck des «siegreichen» Westens hinwegzusetzen, der durch die «Wende» und das auf den Demonstrationen geschehene Umdeuten von «Wir sind das Volk» in «Wir sind ein Volk» behaupten konnte, den Kalten Krieg gewonnen zu haben: Die DDR schloss sich nach dem Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland an. Die damit einhergehende politisch-moralische Anklage gegen die nun «ehemalige DDR» griff und greift in alle Lebensbereiche des untergegangenen Staates und stellt persönliche Identitäten,

die damit verknüpft sind, massiv in Frage. Aber auch mir als im Westen geborenem erschwert der von der jetzigen Generation ausgeübte und zugleich empfundene politisch-moralische Druck die Abwägung mit meinen positiven, persönlich-menschlichen Erinnerungen aus Begegnungen in der DDR, sowie der von mir als schön empfundenen DDR-Architektur. Der Druck erschwert die Abwägung der ästhetischen Qualitäten mit den Fragen der Politik und den Konsequenzen der Unfreiheit in der DDR, den häufig immens und zentralistisch beschränkten Möglichkeiten der Entfaltung eines erfüllten Lebens. Ich vermute über meine Empfindung hinaus, dass daher ein wirklich ausgewogenes Bild erst einer späteren Generation möglich sein wird. Die Geschichte von Architektur und Städtebau der DDR in ihrer Methodik und Abgrenzung bietet indes den jetzt forschenden Generationen die Gelegenheit, gegen den moralischen Deutungsanspruch der Nach-Wende-Zeit, Leistungen und Qualitäten herauszuarbeiten. In einer mehr oder weniger starken Abwägung mit den Beschränkungen und Vergewaltigungen von Vielfalt kann ein Bild entstehen, das dem erlebten Alltag in der DDR näher kommt, als die West-Vorstellung von einem Gefängnis, in dem jede Bewegung kontrolliert, jede Gestaltung normiert und jede Äußerung «parteilich» sein musste.

Für die Wissenschaftlichkeit des Ansatzes, die DDR im Bereich der Regionalplanung und Stadtentwicklung in ihrer geschichtlichen Besonderheit erkennen zu wollen, ist es zugleich von Gefahr, wenn nicht in jedem untersuchten Teilabschnitt auch der internationale Blick versucht wird. Hier würde eine Abgrenzung in die Isolation führen. Um dies zu vermeiden, müssen Themen und Begriffe schrittweise in einen internationalen Kontext gestellt werden. In diesem Zusammenhang führte am Ende der Tagung bereits ein terminologisches Problem zu Konflikten: Harald Bodenschatz machte in seinem Schlusswort darauf aufmerksam, dass der auch in der Fachliteratur verwendete Begriff «Plattenbau» unwissenschaftlich und diffamierend sei. Viele der Anwesenden begreifen ihn aber anscheinend als einen Teil ihrer Identität und konnten darauf verweisen, dass er bereits in der Baufachliteratur der DDR häufiger verwendet wurde. Dennoch scheint es mir wichtig zu überlegen, ob nicht der sperrige, aber statisch-konstruktiv zutreffende Begriff «Großtafelbauten» dem beschriebenen Phänomen besser gerecht wird, da er, über die DDR-Spezifik im Montagebau hinaus, einen internatio-

nen Kontext eröffnet. Großtafelbau, das ist das, was in Ost und West entstanden ist.

### **Autor**

Roman Hillmann, geb. 1970 in Hamburg, Studium der Klassischen Archäologie, Kunstgeschichte und Denkmalpflege in Berlin, Magister 2001, Spezialisierung auf Bauforschung und Architekturgeschichte: Arbeiten für das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege und in Pompeji (DAI), 2002-2004 Kollegiat im Graduiertenkolleg «Kunstwissenschaft - Bauforschung - Denkmalpflege» der TU Berlin, z. Zt. Fertigstellung der Dissertation über Ästhetik und Wahrnehmung der westdeutschen 50er-Jahre-Architektur.

### **Rezension: Tagungen**

9. Werkstattgespräch «Neue Forschungen zur ostdeutschen Planungsgeschichte» des Instituts für Regionalentwicklung und Strukturplanung (IRS) in Erkner in Zusammenarbeit mit dem Schinkelzentrum der Technischen Universität (TU) Berlin, 19. und 20. Januar 2006, Rezensent: Roman Hillmann, in: *kunsttexte.de*, Nr. 1, 2006, (4 Seiten). [www.kunsttexte.de](http://www.kunsttexte.de).